

Zeitschrift: Neue Wege : Beiträge zu Religion und Sozialismus
Herausgeber: Vereinigung Freundinnen und Freunde der Neuen Wege
Band: 9 (1915)
Heft: 7

Artikel: Von Gottesreich und Weltreich : ein Gedankenaustausch : Teil I und II
Autor: Brunner, E. / Ragaz, L.
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-133538>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 04.02.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Von Gottesreich und Weltreich.

Ein Gedankenaustausch.

I.

Verehrter Herr Professor!

Seit unserer Zusammenkunft in Bern hat mich das religiöse Problem des Krieges wieder so mächtig gepackt, daß es mir ein Bedürfnis ist, mit Ihnen die damals geweckten Gedanken noch etwas weiter zu spinnen.

Ich kann mir wohl denken, daß Sie in einem Punkte etwas enttäuscht waren; ich bin es in gewissem Sinne auch. Und doch bin ich für den Abend ungemein dankbar. Denn er hat eben doch die beiden Denk- und Empfindungsweisen, auf die es hier ankommt, in wunderbarer Klarheit gezeigt, und ich glaube, daß Sie mir darin gegenüber K. recht geben werden, daß es mehr als bloß akademisch-theoretisches Interesse hat, sich in diesem Dilemma innerlich, d. h. gedanklich, zurechtzufinden. Denn es ist eben nicht jedermann wie Herrn K. gegeben, sich mit einem innern Zustand zufrieden zu geben, wo das Ideal und die Gesinnung, die schließlich die Tat bestimmt, in diametralem Gegensatz zu einander stehen. Ich kann (innerlich) nicht darauf verzichten, daß mein Ideal auch wirklich zur Norm meines Tuns werde, und daß ein Ideal, das ich aus irgend einem Grunde nicht in Tat umzusetzen wage, in eben diesem Maße kein richtiges Ideal ist.

Denn das scheint mir in der Tat gerade bei uns „Religiös-Sozialen“ das Unerquickliche: Das Zurückschrecken vor den letzten Konsequenzen — nicht bloß (was ja begreiflich wäre) äußerlich, sondern auch schon in der Gestaltung des Wollens.

Entweder ist die Tolstojische Haltung die richtige — dann müssen wir auch den Mut haben, als tolstojische Märtyrer zu leben, oder doch es zu versuchen. Oder dann ist doch der dunkle Instinkt, der uns davor zurückhält, etwas anderes als bloße Schwachheit und Feigheit, und dann müssen wir versuchen, ihn in klare Prinzipien umzuwandeln und nicht mehr nach dem andern als dem „eigentlich doch höheren“ zu schieben, und nicht an denen, die sich, frisch entschlossen, auf diese Seite gestellt haben und ganz dafür leben, herumtörgeln, als ob nun doch das andere das Bessere wäre. Verstehen Sie bitte wohl, das geht gegen mich, nicht gegen Sie. Wenn ich davor zurückschreke, das tolstojische Verständnis der Bergpredigt vorbehaltlos zur Norm meines Lebens zu machen, so ist es darum, weil mir das als ein furchtbarer Sprung ins Unbekannte erscheint. Denn selbstverständlich ist, wie Sie ja gerade im letzten Artikel der Neuen Wege betont haben, die Friedensfrage nicht zu isolieren. Sie habens ja auch in Bern gesagt: Kriegsdienst verweigern heißt den Staat preisgeben, Anarchis-

mus. Auf den Staat verzichten aber bedeutet auf Rechtsschutz und all die vielen andern Güter verzichten, die heute den Staat zur notwendigen Voraussetzung haben, z. B. Schulzwang, soziale Gesetzgebung etc. Aber schon die Notwendigkeit, den Rechtsschutz aufzugeben, ist für sich allein genommen ein furchtbarer Schritt. Ich kann einfach den ungeheuren Glauben nicht aufbringen, daß heute sittliches Leben ohne Recht möglich wäre. Recht aber unterscheidet sich vor allem dadurch von der freien Form der Sittlichkeit, daß es dem Willen entspringt, für richtig erkannte Formen des Lebens mit Gewalt durchzusetzen gegen entgegenstrebenden Willen. Es gibt kein Recht ohne Sanktion und Sanktion ist immer irgend eine Form der Gewalt. Und ob sich nun diese Gewalt gegen innen, gegen die „Staatsvertragskontrahenten“, oder gegen Außen, z. B. einen andern Staat richtet, ist für die ethische Beurteilung gleichgültig. Polizei- und Militärgewalt stehen und fallen mit dem sittlichen Recht oder Unrecht, um des sittlichen Gutes „Staat“ willen, Gewalt zu gebrauchen.

Die gleiche Betrachtungsweise würde aber auch andere kollektive Lebensformen verneinen müssen, z. B. die Arbeiterorganisationen. Auch sie beruhen auf Gewalt, nur in einer etwas komplizierten Form: auf der wirtschaftlichen Isolierung der Nichtorganisierten, die ihrerseits die Sicherheit des Eigentums (sei es des kollektiven oder privaten) zur notwendigen Voraussetzung hat. Dem Nichtorganisierten die Erwerbsgelegenheit rauben (die formale Grundlage der Organisation) hat nur Sinn, wenn garantiert ist — durch die Polizei — daß der Arbeitslose nicht sich einfach stehlen kann, was er wünscht.

Sie werden mir gewiß auch zugeben, daß auch die Familie nicht als allgemeine Lebensform möglich wäre ohne das Recht, die latente Gewalt. Wenn auch die Vertreter der freien Liebe — sofern sie Anhänger der Monogamie sind — das Gegenteil behaupten für das Verhältnis von Mann und Frau, so doch sicher nicht für dasjenige zwischen Eltern und Kindern. Man braucht nicht Vertreter der Prügelpädagogik zu sein, um die Gewalt als unerläßlich für die Erziehung sowohl, wie für die Zusammenhaltung der Kinder im Familienverband unerläßlich zu halten.

Kurz, ich kann nicht umhin, das Recht, diesen Mischling aus Vernunft und Gewalt, als unter den heutigen Umständen sittlich notwendige Institution zu betrachten. Etwas anderes ist es, einen menschlichen Zustand, in dem Recht überflüssig wäre, als sittlich höher anzuerkennen. Das berechtigt mich aber nicht, deshalb das Recht zu diskreditieren. Ist es heute noch sittlich notwendig, so ist es meine sittliche Pflicht an seiner Erhaltung — natürlich auch an seiner Verbesserung — zu arbeiten. Es ist also sittlich notwendig, daß ich auch die ihm notwendige Gewalt als rechtmäßig zuerkenne.

Daneben werde ich das Möglichste tun müssen um den gegenwärtigen, das Recht erfordernden Zustand der Menschheit dem höheren zuzuführen. Damit habe ich aber schon dem tolstoischen Ideal abge-

sagt, — nicht weil es mir zu schwer wäre, sondern weil es mir als das unter den jetzigen Umständen unrichtige, sittlich minderwertige vorkommt, trotz seiner abstrakten — und an und für sich geltenden — höheren Idealität.

Damit scheint mir auch die Frage des Kriegs nach ihrer prinzipiellen Seite hin gelöst: Gewalttame Verteidigung des Staates ist, solange Gewalt zu seinem Bestehen und damit zum Bestehen der von ihm geschützten Rechtsordnung notwendig ist, sittliche Pflicht. Aber hier erhebt sich nun von Fall zu Fall die Frage, ob jene Prämisse auch zutrifft: daß Gewalt zu seiner Verteidigung notwendig sei. Und die andere, prinzipielle: ob nicht ein Staat denkbar sei, zu dessen Verteidigung nach außen Gewalt nicht notwendig ist. Endlich die dritte, ob die Staaten, die de facto mit Gewalt verteidigt werden, oder insofern sie solche sind, daß sie jetzt nur mit Gewalt verteidigt werden können, auch solche sittlichen Güter seien, die den Gebrauch der Gewalt rechtfertigen.

Es scheint mir klar, daß ebenso notwendig wie für das Recht, so für das Verhältnis von Staaten zueinander die Gewalt Voraussetzung ist. Denn Staat ist nun einmal Abschließung eines Güterkreises gegen (andere) Güterbegehrer, genau entsprechend der Definition des Eigentums. Wie aber im Individuellen ein überrechtlicher und damit gewaltloser Zustand denkbar und sittlich das zu Erstrebende ist, so auch kollektiv ein überstaatlicher, wo die Güter *a b s o n d e r u n g* aufhört, der Universalstaat. Und der ist auch heute schon sehr wohl denkbar, so gut wie ein Bundesstaat oder Staatenbund. Die Rechts- oder Staatsfunktion nach innen ist damit durchaus nicht aufgehoben. Wer also z. B. aus sittlich-religiösen Gründen auf gewalttame Verteidigung des Staates verzichtet, verzichtet nicht auf den Staat überhaupt, sondern auf seinen Sonderstaat, ist also nicht dem Verbrecher, der jedes Recht, sondern dem Reformier, der falsches Recht bricht, zu vergleichen.

So ergibt sich also: 1. Aus ethischen Gründen ist es unstatthaft die nationale Verteidigung aus dem prinzipiellen Verbot der Gewaltanwendung zu verbieten. Sie kann im Gegenteil — möglicherweise, vielleicht in Wirklichkeit nie — sittlich gefordert sein.

2. Aber ebenso ist es aus ethischen Gründen gefordert, im einzelnen Fall zu prüfen ob eine ethische Pflicht der Gewaltanwendung bestehe, und wie die Gewalt auf ein Minimum reduziert werden könne.

Daß nun hier das Fragen erst recht angeht, daß auch von hier aus prinzipielle Fragestellungen möglich und notwendig sind, ist klar. Nur eins. Es ist denkbar, daß wir aus ethischen Gründen besondere Formen der Gewalt als unter keinen Umständen zulässig finden würden, und somit zu prinzipiellen Gegnern des Krieges würden; (nur würde dann die ganz allgemeine tolstoische Begründung wegfallen) — oder zu praktischen Gegnern jedes Krieges der Jetztzeit. Auf jeden Fall würden wir auf festerem Boden stehen, wo Konsequenz

möglich wäre, ohne die ganze Kultur aufs Spiel zu setzen; oder umgekehrt, wo wir das Positive des Staates anerkennen und genießen könnten, ohne inkonsequent zu werden.

Doch ich bin jetzt schon zu lang geworden. Ich hoffe, Sie werden es mir glauben und verstehen, daß diese Gedanken für mich keine akademischen sind. Ein anderer mag sich einfacher seine Unklarheiten vom Halse schaffen, aber Klarheit ist doch eine sittliche Notwendigkeit. Wie könnte ich ein gutes Gewissen haben, wie könnte ich zu Gott beten, ohne den Willen, mir über seinen Willen, der mit dem sittlich Notwendigen identisch ist, klar zu werden. Die Leidenschaft hat nicht während des Denkens, sondern vorher und nachher ihren Platz.

Ich verbleibe in tiefster Dankbarkeit

Ihr ergebener

E. Brunner.

II.

Lieber Herr Brunner!

Es ist mir eine Freude, Ihren Brief, wenn auch etwas spät, zu beantworten; denn Ihnen ist es ehrlich und sachlich um die Wahrheit zu tun. Wo man dies spürt, da kann man gut miteinander reden. Es ist ein Jammer, daß man so selten in diese Lage kommt. Wie viel leichter und schöner wäre der Kampf um die Wahrheit, wenn dieser Geist häufiger, wenn unter uns mehr Adel wäre! Daß meine Antwort diesen großen und schwierigen Gegenstand gleichsam systematisch erschöpfend nach allen Seiten hin behandle, werden sie allerdings nicht erwarten, es wäre unmöglich. Aber darauf kommt es weder Ihnen noch mir an. Diese Dinge werden uns noch viel zu schaffen machen. Wer wollte behaupten, daß er damit innerlich fertig sei? Die Hauptsache ist, daß die beiden Denkweisen, die hier aufeinanderstoßen, in ihrem Zusammenhang, Sinn und Recht deutlich heraustreten und wir nachher besser wissen, um was es sich handelt und wo die wahren Streitpunkte liegen.

Da hat nun Ihr Brief das Verdienst, klar und kräftig gerade die Probleme hervorgehoben zu haben, auf die es m. E. ankommt. Es ist ein großer Vorteil, daß ich Ihrer Problemstellung völlig zustimmen kann; so kommen wir rasch zum Kern des Gegensatzes und das ist Gewinn.

Ich bin vor allem darin ganz Ihrer Meinung, daß man das Problem des Krieges von dem Problem der Gewalt (worin das Staatsproblem begriffen ist) trennen muß. Man kann radikal und leidenschaftlich gegen den Krieg sein, ohne daß man jede Art von Gewaltanwendung für falsch hielte oder den Staat ablehnte. Die normalen Anhänger der Friedensbewegung, die sogenannten Pazifisten, sind meistens begeisterte Freunde des Staates

und des Rechtes. Auf das Recht wollen sie den Frieden bauen; das ist ihre Losung, ihr Glaubensbekenntnis. Ihr Staat soll der vollkommene Rechtsstaat sein, das heißt: es soll nicht nur inmitten der einzelnen Staaten ein vollkommener Rechtszustand herrschen und das Faustrecht beseitigt sein, sondern dieser Rechtszustand soll auch das Verhältnis des einzelnen Staates zu den andern beherrschen, so daß auch hier das Faustrecht verschwinde. Erst wenn er diesen Schritt getan hat, wird der Staat völlig Rechtsstaat, auch nach innen. Denn so lange nach außen das Faustrecht besteht, wird dieses auch nach innen abfärben. Oder hört nicht während des Krieges auch innerhalb der kämpfenden Staaten das Recht zum guten Teil auf? Und nicht nur während des Krieges — der Militarismus ist auch während des Friedens der Todfeind alles wirklichen Rechtes. Er ist eben das Prinzip der eisernen Faust. Ich brauche bloß das Wort Zabern zu nennen und sofort ist klar, was ich meine. Wir haben aber leider nicht nötig, ins Ausland zu gehen, um auf diese Tatsache zu stoßen.

Man kann also aus Begeisterung für das Recht und den Staat gegen den Krieg sein. Auch braucht man dabei, wie gesagt, keineswegs alle Anwendung von Gewalt zu verabscheuen; man behauptet bloß, daß die bestimmte Art von Gewalt, die man Krieg nennt, unnötig geworden sei. Man will sie dann wohl durch eine bessere Gewalt ersetzen, etwa durch ein internationales Tribunal mit einer internationalen Polizei, die an Stelle der heutigen Militärmacht zu treten hätte. Auf diesem Boden stehen wieder die meisten „Pazifisten“, auf ihm steht auch die Sozialdemokratie. Ihre Führer sind, wie ihre Soldaten, sicherlich in der großen Mehrzahl nicht Leute, die eine besondere Neigung zeigen, demjenigen, der sie auf den rechten Backen geschlagen hat, auch den linken hinzuhalten.

Auf diesem Staats- und Rechtsboden ist sogar ein radikaler Antimilitarismus möglich, wie er in einem Teil der Sozialdemokratie von jeher vorhanden war und nun zweifellos stärker aufkommen wird. Man erklärt dann eben, daß es gelte, gerade im Namen eines wahren Rechtes und wahren Staates den Krieg, das Faustrecht im Zusammenleben der Völker, aufzuheben. Man schreitet, wenn nötig, zu revolutionären Maßregeln fort. Zur Verweigerung des Militärbudgets mag sich die der Militärsteuer und zuletzt die des Wehrdienstes gesellen. Ich denke, Sie würden einem solchen Vorgehen das sittliche Recht nicht grundsätzlich abstreiten. Denn sicherlich gehören Sie nicht zu denen, die schon vor dem Wort „Revolution“ erschrecken. Nebenbei: es ist doch eigentümlich, wie die gleichen Leute, die sich vor dem Wort „Revolution“ bekreuzen, den europäischen Bürgerkrieg mit seinen Bergen von Leichen und Ozeanen von Blut verteidigen (etwa mit theologischen Gründen!) und daß die gleichen Leute, die uns stets schlecht gemacht haben, wenn wir den Klassenkampf, zwar beileibe nicht als einen an sich wünschenswerten Zustand, sondern

bloß als eine traurige Notwendigkeit, besser: als eine natürliche Frucht falscher Zustände, bezeichneten, nun den greulichen Völkerring ganz in der Ordnung finden. Man sieht da in die wahren Gesinnungen und Beweggründe der Menschen hinein. Wir haben eben immer den Frieden gewollt. Sozialismus und Arbeiterbewegung waren uns auch teuer als Wege zum Frieden und die *Aufhebung* der Klassenherrschaften und Klassenkämpfe unser Ziel. Dabei kann nicht nur Klassenkampf, sondern auch Revolution unblutig und mit einem Minimum von Gewalt verlaufen, vielleicht sogar ohne jegliche Gewalt. Jedenfalls — um nun zur Hauptlinie unserer Erörterung zurückzukehren — kann ein solches antimilitaristisches Verhalten sittlich nicht angefochten werden. Es ist auch noch nicht Anarchismus.¹⁾ Die Leute, die so stehen, können, wie gesagt, auf dem Boden des heutigen Staates für einen künftigen kämpfen; sie können sich von einem schlechteren Recht auf ein besseres berufen, ein Weg, ohne den es überhaupt nie zu einem Fortschritt käme. Auch sie brauchen dabei nicht einmal Gewalt anzuwenden; sie brauchen sich bloß zu weigern, Militärdienst zu tun und militärische Einrichtungen zu unterstützen und können sich dafür bestrafen lassen. Freilich können sie sich auch gewaltsam zur Wehr setzen, da sie ja nicht jede Gewalt ablehnen. Beides wird wohl eines Tages in großem Stil geschehen.

So ist das Friedensproblem von dem Problem der Gewalt zunächst zu scheiden. Der Pazifismus kann fest auf dem Boden des Rechtes und des Staates stehen. Der dargestellte Standpunkt ist einfach, klar, sittlich unanfechtbar und der höchsten Achtung wert. Ich gestehe aber, daß mein eigenes Denken noch ein wenig anders orientiert ist. Ich glaube, daß von jenem Boden aus bis zur Höhe Jesu noch ein Schritt zu tun, vielleicht müßte ich sagen: ein Sprung zu machen ist.

Also Tolstoi und die Non-Resistance? „Ihr wisst, daß zu den Alten gesagt ist: Auge um Auge, Zahn um Zahn. Ich aber sage Euch: Ihr sollt Euch nicht widerstellen dem Bösen, sondern wo Dir einer auf den rechten Backen schlägt, dem biete auch den linken dar.“

Hat Tolstoi in diesem Punkte das Evangelium richtig gedeutet? Nein und Ja — freilich mehr Ja! Er hat eine Wahrheit gesehen, die lange zugedeckt war. Diese Wahrheit hat er mit der Einseitigkeit des Entdeckers und Vorkämpfers vertreten; er hat vielleicht den Zusammenhang, worin sie allein ihr gesundes Leben und ihren vollen Sinn hat, nicht immer genügend hervorgehoben; er hat vielleicht den Schein erregt, daß ein Gesetz werden solle, was doch nur als Äußerung der höchsten Freiheit

¹⁾ Was ich in Bern von „Anarchismus“ gesagt habe, gehört in einen andern Zusammenhang. Davon nachher.

der Seele Wert hat. Aber es bleibt dabei — darin hat Schädelin durchaus recht — daß er Wahrheit aufgedeckt hat, die zum Zentrum des Evangeliums gehört und die nicht nur in einem Jesuwort, sondern implicite in allen enthalten ist. Wir können diese Wahrheit vielleicht am ehesten mit freier Seele erfassen, wenn wir sie zuerst in einer Uebersetzung auf uns wirken lassen. Eine solche gibt uns Paulus in dem Worte: „Laß dich durch das Böse nicht besiegen, sondern besiege das Böse durch das Gute“ (Römerbrief 12, 21). Das Wort Jesu verliert durch die Uebersetzung etwas von seiner wunderbaren Kraft, das empfinde ich stark, aber wir bekommen so einen handlichen Schlüssel zu seinem Sinn. Es wendet sich, wie auf der Hand liegt, gegen die tiefwurzelnde Neigung unserer Natur, Böses mit Bösem zu vergelten, das ius talionis. Davon erwartet Jesus keinen Sieg über das Böse. Wer das Böse mit seinen eigenen Waffen bekämpft, der hat sich ihm schon ausgeliefert. Denn er stellt sich mit ihm auf den gleichen Boden, er anerkennt das Prinzip des Bösen; er ist nicht Sieger, sondern Besiegter, und ist am meisten Besiegter, wenn er am meisten Sieger zu sein scheint. Wirklich besiegt wird das Böse nur, wenn wir uns auf einen höheren Boden stellen, wo das ganze Gesetz und Lebensrecht des Bösen nichts mehr gilt, jenen Boden göttlichen Wesens, der auch in der Bergpredigt beschrieben ist, wo man, wie Gott selbst es tut, seine Sonne aufgehen läßt über Gute und Böse. Hier allein wird man auch frei. Denn nichts macht den Menschen so zum Sklaven, wie der Trieb nach Rache, der oft auch im Verlangen nach Recht und Gerechtigkeit liegt. Dies allein ist der Weg der Erlösung des Menschen durch die Erlösung Gottes im Menschen. Es ist ja nur eine Art der Entfaltung der Liebe, es ist ja der Sinn des Kreuzes.

Darum ist diese Wahrheit ein Stück jener völligen Umkehrung der Welt, die die Wahrheit des Gottesreiches überall bedeutet, wie ja das Kreuz das große Aergernis der Welt und die Wende der Geschichte ist. Es ist nicht ein vereinzeltes sittliches Tünderlein, sondern ein neues Reich; es ist nicht ein Gefeglein, sondern es ist jenes hohe, freie, adelige Wesen der Söhne und Töchter Gottes, die nicht von der Dürftigkeit der Welt leben, sondern von dem Reichtum des Gottes, der ihr Vater ist.

Fassen wir diese Wahrheit richtig, wenn wir sagen, daß sie auch die Aufhebung der Gewalt bedeute? Wieder Nein und Ja! Wir müssen uns hier in Acht nehmen, Opfer der Worte zu werden. Es gibt eine Gewaltanwendung, gegen die auch die Liebe, die am Kreuze für die Brüder stirbt, nichts einwenden kann, im Gegenteil: gibt es etwas Erareifenderes, etwas das uns näher an das Kreuz führte, als wenn eine Krankenschwester, eine zarte und milde Frau, mit einem Fieberkranken — vielleicht einem mit ansteckender Krankheit Behafteten — ringt, um ihn mit „Gewalt“ zu verhindern, sich aus dem Fenster zu stürzen? Die „Gewalt“, die der Schwimmer

braucht, der einen Versinkenden und sich verkehrt Benehmenden retten will, wird kein Mensch mit gesunden Sinnen für „un-christlich“ erklären. Auch die geistig geartete „Gewalt“, die Eltern gegen Kinder, Lehrer gegen Schüler etwa anwenden müssen, geht gewiß nicht immer gegen den Sinn Jesu.

Freilich wird auch solche Gewaltanwendung etwas Feinliches für uns haben und zwar wird dies in dem Maße der Fall sein, als wir Menschen geworden sind. Denn jede Gewaltanwendung ist, um es stark zu sagen, etwas Unmenschliches, etwas was wir einem zur Freiheit berufenen Wesen lieber nicht antun möchten. Wir können sie darum auch nur dort verantworten, wo wir es nicht mit einem ganzen Menschen zu tun haben, d. h. da, wo der Mensch unmündig oder nicht zurechnungsfähig ist; je mehr wir es mit dem reifen und mündigen Menschen zu tun haben, muß die Gewalt aufhören und zur Menschwerdung des Menschen gehört sowohl in Bezug auf das Einzelleben als auf das ganze Geschlecht die Aufhebung der Gewalt. Dabei spielt die körperliche Gewalt eine besondere Rolle. Sie ist nicht die schlimmste Form der Gewalt. Man kann mit einem gemeinen Wort einen Menschen ärger antasten, als mit einem Faustschlag. Aber sie ist — in ihrer rohen Form — deswegen besonders abscheulich und entehrend für Täter und Opfer, weil sie ein besonders krasser Ausdruck unmenschlichen Wesens ist.

Aber so sehr die volle Menschwerdung des Menschen mit der Aufhebung aller Gewalt verbunden ist, so wird diese doch erst böse, wenn sie sich mit einem bestimmten Geist verbindet. Es gibt in diesem Sinn eben doch zwei Arten von Gewalt. Etwas anderes ist Gewalt und etwas anderes ist Vergewaltigung. Ich glaube, daß diese Unterscheidung uns völlige Klarheit schafft. Zu den stärksten Trieben des natürlichen (und des nur scheinbar wiedergeborenen!) Menschen gehört der nach Vergewaltigung des Mitmenschen. Darunter verstehe ich den Willen, ihn zu beherrschen, ihn, wenn nötig, niederzuwerfen, ja zu vernichten. Dieser Drang kann in gröberen oder feineren Formen auftreten und die feineren sind die schlimmsten. Man kann in religiösen Formen vergewaltigen: wie oft „Religion“ nur maskierter Machttrieb von dieser Art ist, liegt heute klarer als je zu Tage, freilich noch nicht klar genug! Man kann aber auch im Namen einer Liebe, die im letzten Grunde Selbstsucht ist, dem Anderen seelisch Gewalt antun. Wie ist die Welt voll von solcher Dual!

Damit ist auch schon das weitere Wort gesprochen, das diese Sache aufhellt: diese Vergewaltigung stammt aus jener Art von Selbstbehauptung, die dem nicht aus dem Geist geborenen Menschen natürlich ist und die wir ruhig Selbstsucht nennen dürfen. Damit aber haben wir den weltweiten Unterschied zwischen Gewalt und Gewalt dargetan: zwischen der Gewalt, die aus der Liebe stammt und die die Freiheit und Ehre des Andern will und der

Gewalt, die aus dem Trieb stammt, sich selbstlich zu behaupten und zu erhöhen und die eben Bergewaltigung ist. Sie sind so wenig das Gleiche, daß sie vielmehr entgegengesetzten Welten angehören; sie sind sich so fremd wie Liebe und Selbstsucht. Im einen Fall ist Gewalt ein Mittel, das man ungern anwendet — wie eine bittere Arznei — um dem Andern zu helfen, im andern Fall ist sie Selbstzweck, ist sie beehrter, süßer Besitz; im einen Fall hilft sie dem Menschen zu sich selbst, im andern entmenscht sie ihn. Es besteht zwischen diesen beiden Arten von Gewalt ein ähnlicher Unterschied wie der zwischen Geld und Geld. Geld kann eine harmlose, ja eine sehr nützliche Sache sein. Man kann Geld im Dienste Gottes verwenden. Die Form des Geldes hat nichts Böses und Gottwidriges an sich. Und doch reden wir, ohne mißverstanden zu werden, von „dem Gelde“ als dem großen, ja größten Feind Gottes und des Menschen. Wir meinen dann einen bestimmten Geist, der sich mit dem Gelde verbindet, dem es dient; wir denken an eine Macht. Das Wort gewinnt einen prägnanten Sinn. Eine ganze Welt steht dahinter. Hier haben wir nun glücklicherweise auch ein besonderes Wort, das wir an der Stelle von „Geld“ brauchen können, wenn wir „Geld“ im zweiten Sinne meinen: wir sagen M a m m o n. Schade, daß wir für „Gewalt“ im verwerflichen Sinne nicht auch ein besonderes Wort haben. Diese Gewalt ist eine ähnliche Macht wie Mammon, wie sie auch mit ihm verwandt und verbündet ist. Wir meinen einen bestimmten Geist, eine bestimmte Welt, eine Macht, wenn wir in abgekürzter Redeweise von der Gewalt (oder auch der „Macht“) reden, als von etwas zu Bekämpfendem.

Gegen diesen Urtrieb der Bergewaltigung, gegen die Gewalt, wendet sich Jesus. Damit vollzieht er eine der größten Befreiungen, damit führt er auf die letzte Stufe der Menschwerdung des Menschen. Es ist die Ehrfurcht vor Gott und dem Menschen, woraus Ehrfurcht vor Gott im Menschen wird, die bis zu diesem Punkte führt. Darum versteht jeder von uns Jesus an diesem Punkte genau in dem Maße, als er Ehrfurcht vor Gott und Mensch empfindet, und am allermeisten, wenn die Ehrfurcht zur Liebe wird. Macht und Gewalt (im prägnanten Sinne verstanden) sind un menschlich und un göttlich. Das spüren wir vielleicht weniger, wenn wir sie selbst üben, als wenn sie an uns oder den uns nahe Stehenden geübt werden. Wo rohe Gewalt uns oder die uns nahe Stehenden antastet oder niedertritt, da wissen wir, daß Gott nicht dabei ist. Da schreien wir auf zu dem Gott, der ein Richter solcher Gewalt ist. Wo in einem Menschen oder einem Volke dieser Machtdrang stark hervortritt, sei als bloßes Strebertum, sei als Herrschsucht, anmaßender Herrenanspruch, da wissen wir, daß Gott fehlt. Ja, man darf sagen, daß das Maß seiner Ueberwindung des Machtdranges auch das Maß seines wirklichen Lebens mit Gott ist. Gott und „Macht“ gehen so wenig zusammen als Gott und

Mammon. Ich gestehe, daß ich in diesem Sinne Macht und Gewalt hasse, mit dem tiefsten Haß, dessen meine Seele fähig ist. Sie ist mir gottlos, ja sehr oft geradezu teuflisches Wesen.

Darum wiederhole ich: es erschließt sich in diesem Wort Jesu, das den Sinn der Welt so sehr vor den Kopf stößt, eine andere Welt, eine „neue Welt“. Da tritt eben das Gottesreich (das auch das wahre Menschenreich ist) dem Weltreich und den Weltreichen gegenüber. Das ist freilich eine gewaltige Revolution, die gewaltigste von allen, eine Revolution, der gegenüber alles, was bisher so geheißen hat, ein Kinderspiel ist. Es schwindelt uns, wenn wir die Folgerungen aussprechen und doch müssen wir es tun, wenn wir Jesus treu sein wollen. Wohlan denn!

Aus diesem Prinzip des Gottesreiches ergibt sich, daß das Ziel all unserer Arbeit an uns und an Anderen ein Zustand sein soll, wo der Mensch dem Menschen in einer Freiheit begegnet, die aus Ehrfurcht und Liebe quillt. Dieser Zustand liegt über dem Reich der Gewalt (diese immer im zweiten Sinn verstanden). Damit ist aber gesagt, daß er nicht nur über den Krieg, sondern auch über den Staat hinausführt. Was wir unter Staat zu verstehen pflegen, das ruht, wie Sie selbst sagen, auf der Voraussetzung des Zwanges, den man im Notfall anwendet, um das Recht durchzusetzen. Das Gottesreich aber kennt keinen solchen Zwang, es kennt nur das freie Walten des Geistes, es ist vollkommene Freiheit. Ein „christlicher Staat“ ist ein Widerspruch an sich selbst, wenigstens wenn man unter „christlich“ das versteht, was zum Gottesreich Jesu gehört. Wenn man — um das nächstliegende Beispiel zu nennen — eine geradezu vollkommene soziale Ordnung schaffen könnte, die der Staat als solcher erzwänge und verbürgte, so wäre das noch nicht ohne weiteres Gottesreichsart, denn vielleicht fügten sich Viele nur gezwungen dieser Ordnung, innerlich dagegen knirschend. Aber wo Zwang ist, da ist das Gottesreich nicht. Es führt aber auch über das Recht (im strengen Sinn des Wortes) hinaus. Wer sein Recht sucht, sucht (grundsätzlich geredet!) sich selbst; die Liebe aber sucht nicht sich selbst. In allem Recht liegt, wie bemerkt, etwas vom ius talionis, etwas vom Rachedrieb. Besonders wird das Strafrecht durch das Prinzip Christi aufgehoben. Denn es ruht doch auf dem Prinzip, daß man den „Bösen“ dadurch überwinden will, daß man ihm „Böses“ zufügt; es lebt Rachegeist darin. Ich gehe aber noch weiter und sage Dinge, die vielleicht einigen etwas auffallend vorkommen: Auch die Arbeiterbewegung geht nicht auf den Bahnen Jesu, soweit sie bloß das Recht anruft und noch weniger, soweit sie der Macht der Anderen bloß die eigene entgegensetzt; ebenso der Klassenkampf, wenn er um seiner selbst willen, geschweige denn, wenn er aus Haß, Neid oder Rachsucht geführt wird. Daß ich dies sage, braucht aber niemand zu überraschen: nie habe ich behauptet, daß die üblichen Methoden der sozialistischen Arbeiter-

bewegung auf der Höhe Christi stünden. Ich habe stets nur das relative Recht dieser Methoden verteidigt und tue dies auch jetzt, nie aber habe ich sie dem Weg Christi gleichgesetzt. Freilich: wer geht denn wirklich den Weg Christi, etwa die „Christen“? Hier wird auch klar, warum ich behauptet habe, daß auch die Friedensbewegung, soweit sie bloß das Recht zur Grundlage nimmt, nicht ganz zur Höhe Christi heranreiche.

Kurz, die Revolutionierung der Welt durch das Prinzip Christi ist so vollständig als möglich. Wenn man für einige Seiten dieser Umwälzung absichtlich Worte wählen will, die anstößig, aber auch paradox sind und so die „Umwertung der Werte“ durch Jesus ins schärfste Licht setzen, so mag man allerdings sagen, es folge daraus Anarchismus und Antimilitarismus. Man müßte vielleicht von einem religiösen oder christlichen Anarchismus und Antimilitarismus, oder einem Anarchismus und Antimilitarismus des Gottesreiches reden. Denn es handelt sich hier um etwas, das über alle politischen und sozialen Theorien hinausführt. Es ist eben die „neue Welt“, die Welt der Freiheit und der Liebe, die im Reiche Christi vor uns aufleuchtet, und die allerdings nicht mit dem Maße unserer Welt gemessen sein will. Dieser „christliche Anarchismus“ bedeutet ja natürlich nicht Gewalttat oder Zügellosigkeit, sondern eine freie, bloß durch den Geist der Brüderlichkeit zusammengehaltene Gesellschaft, dieser „Antimilitarismus“ einfach den vollkommenen Bruch mit der Welt, der der Krieg angehört. Das alles mag freilich in den Ohren solcher, die gewohnt sind, das Christentum als eine heilige Inkrustierung alles dessen zu verstehen, was schon lange dagewesen ist und zum eisernen Inventar unseres Weltwesens gehört, abscheulich, ja lästerlich klingen, bei denen aber, die sein echtes Wesen erfaßt hatten, ist darüber eigentlich zu allen Zeiten Uebereinstimmung gewesen. Franziskus und Luther, Georg Fox und Kierkegaard kommen in diesem Urteil zusammen. Allerdings ziehen sie daraus nicht die gleichen Folgerungen, aber desto bedeutamer ist ihre Einigkeit in dem, was nach ihrer Meinung der Geist Christi und seiner echten Jünger ist.

Nun weiß ich freilich wohl, daß ich mit den von mir gebrauchten Formulierungen den Gegensatz zwischen dem Gottesreich und dem Reich der Welt nur ganz ungenügend dargestellt habe. Ich weiß wohl: man kann Sinn und Wesen des Staates, des Rechtes im allgemeinen, des Strafrechtes im Besondern, und der damit zusammenhängenden Einrichtungen auf eine Art und Weise verstehen, daß der Gegensatz kleiner wird, ja fast zu verschwinden scheint. Man kann das, indem man nämlich gerade das wegnimmt, was ihren besonderen Gehalt ausmacht und an seine Stelle das setzt, was zum Gottesreich gehört. Man behält dann eben bloß leere Gefäße übrig, in die man jeden möglichen Inhalt gießen kann. So ist es sogar möglich, den „Krieg“ dem Gottesreich einzugliedern. Aber damit wird doch nur die Wahrheit und Wirklichkeit der Dinge verwischt. Denn es

handelt sich im letzten Grunde nicht um Formen, sondern um Mächte und Gewalten. Ich betone dies mit aller Kraft, die mir zu Gebote steht. Dieser Streit kommt, wie so mancher andere, zu keinem Ziele, solange er sich um bloße Worte und Begriffe dreht, die jeder so verstehen kann, wie es ihm beliebt; es handelt sich nicht um Worte und Begriffe, sondern um Wirklichkeiten, um Tatsachen. Man kann in die Staatsform allerlei Hohes und Ideales tun, aber „der Staat“ im prägnanten Sinne des Wortes ist ein Gebilde von bestimmter, bleibender Eigenart, das, aus gewissen in der Tiefe des Menschentums liegenden Wurzeln erwachsend, stets wieder die gleichen Tendenzen zeigt. Das Recht kann zu einem Mittel und Ausdruck für etwas gemacht werden, das weit über das Recht hinausgeht, man kann ja sogar von einem „Recht der Liebe“ sprechen, aber das ändert nichts daran, daß „das Recht“ ein anderes Reich hat als die Liebe und daß der Geist des Rechtes einen ganz bestimmten Charakter besitzt. So kann man auch dem Begriff des Gesetzes einen beliebigen Inhalt geben, aber wir wissen dennoch, was „das Gesetz“ bedeutet. Man kann, wie gesagt, sogar den Krieg vergeistigen, aber der Krieg bleibt — „der Krieg“! Und so kann man, um auf diesen Hauptpunkt zurückzukommen, von Macht und Gewalt in mancherlei gutem und notwendigem Sinne reden, aber wer weiß nicht, was es heißen soll, wenn wir von „der Gewalt“, „der Macht“ reden? Noch einmal: nicht um Konstruktionen handelt es sich eben, die man beliebig gestalten kann, sondern um Mächte, Gewalten, die ihr eigenes Recht und Leben haben, und diese Mächte und Gewalten sind es, die gegen das Gottesreich stehen. Man kann dies freilich besser fühlen als beschreiben. Die christliche Empfindung hat darin auch trotz allen theologischen Beschwichtigungen stets deutlich gesprochen. Wer unter uns, der im Ernst „Christ“ sein will, fühlt nicht eine schwere Hemmung, wenn er etwa gegen eine Beleidigung das Recht anrufen möchte? Wer fühlte sich wohl, wenn er Gewalt brauchen mußte? Wer, wenn gewisse Dinge, die aus dem Geist kommen sollten, durchs Gesetz durchgesetzt werden mußten? Wer spürt nicht, daß gewisse Staatsämter und Jüngerschaft Christi nicht leicht vereinbar sind? Wer sieht gern den Cruzifixus im Strafgerichtssaal? Wer auf den Kriegsfahnen? Wer hat an einem Feldprediger eine ungetrübte Freude? Es gibt ein Gottesreichsgewissen, das uns bei all diesen Dingen beunruhigt.

Das ist, was Tolstoi gesehen und gewaltig empfunden hat; von hier aus hat er im Namen des Christentums seinen Angriff gegen unsere verkirchlichte, verweltlichte, verstaatlichte, militarisierte und verheuchelte Christenheit eröffnet, ähnlich wie es auf seine Art Kierkegaard getan hat. Wenn Sie sein Buch: „Das Reich Gottes ist inwendig in Euch“ — um nur dies zu nennen — lesen, spüren Sie den inneren Zusammenhang seiner Stellung und die Notwendigkeit ihres Gegensatzes zu unserer heutigen Welt mit überwältigender

Klarheit. Aber ist es nötig, daß wir, um dies zu erleben, zu Tolstoi gehen? Spricht die Bibel hierin nicht deutlich genug? Ist nicht die Welt der Propheten und vollends die Welt Jesu etwas durchaus anderes als die Welt des Staates, des Rechtes, des Krieges? Man muß das Evangelium schon durch die konservative Brille lesen, um etwas anderes herauszufinden. Ich denke, den besten Kommentar dazu liefert uns doch die älteste Christenheit. Von ihr wissen wir, daß das, was die gewaltigste und ewig typische Ausprägung von Staat und Recht bleibt, das Imperium Romanum, ihr erschienen ist als die Verkörperung des Weltgeistes, die vor dem Reich Christi dahinstürzen muß. Der Gedanke, daß ein Jünger Christi Kriegsdienst tun könnte, blieb ihr jahrhundertlang undenkbar und wurde, sobald diese Möglichkeit auftauchte, den Ernsthaftesten ein Vergernis. Diese Christen waren „Anarchisten“ und „Antimilitaristen“ des Gottesreiches. Noch sehr spät, im fünften Jahrhundert, in Augustins gewaltigem Buch über den Gottesstaat („De Civitate Dei“) wirkt dieser Geist in aller Schärfe und Kraft. Ich werde vielleicht gelegentlich einiges daraus veröffentlichen, zur heilsamen Erinnerung an das, was das Christentum in seiner Kraft immer sein wollte. Aber brauchen wir zu Augustinus zu gehen? Liegt diese Wahrheit uns nicht nahe genug? Was bedeutet denn das Kreuz? Wer hat es aufgerichtet? Hat nicht, neben der Religion, der Staat es getan? Hat nicht das Recht den Sohn Gottes getötet? Ist der, der am Holze hängt, nicht ein von der Gesellschaft Geächteter, Gerichteter, ein Auswürfling? Das Kreuz Jesu steht außerhalb der Stadt, wo der Tempel und das Prätorium ist. Das Kreuz ist das Vergernis der Welt und die Weltwende.

Und nun, verehrter Freund, was sagen Sie dazu? Will ich mich mit alledem in einen Gegensatz zu Ihnen stellen? Mit nichten! Ich bin vielmehr so kühn, anzunehmen, daß Sie mir bis hieher in allem Wesentlichen recht geben. Warum habe ich denn dies alles gesagt? Nun, ich meine, es sei großer Gewinn, wenn gezeigt ist, wieweit wir einig sind; es tritt dann der Punkt, wo die Wege sich trennen, mit aller Klarheit hervor, wobei ich übrigens dahingestellt lasse, ob unsere Wege sich dort wirklich trennen!

Nun entsteht ja die große Frage: „Was sollen wir tun?“ Wir sind — so setze ich also voraus — darüber einig, was das Wesen des Reiches Gottes auf der einen und das Wesen des Reiches der Welt auf der andern Seite ist. Nun fragt es sich, was für uns daraus folgt. Das Problem ist dieses: wir wollen Bürger des Gottesreiches sein und sind doch in das Reich der Welt hineingestellt und damit auf alle Weise verbunden. So ist die Frage, um die sich der Streit bewegt, die nach dem Verhältnis von Gottesreich und Welt, besser, nach dem rechten Verhalten der Bürger des Gottesreiches zum Reich der Welt. Das ist aber das Zentralproblem der ganzen christlichen

Geschichte. Soll ich nun versuchen, dieses Problem der Probleme in einem Briefe zu behandeln, der freilich jetzt schon mehr ein Sendeschreiben geworden ist, aber doch nicht ins Ungemessene wachsen darf? Ich denke doch, daß ich mir die Aufgabe anders stellen darf und muß. Es ist einmal, wie gesagt, schon ein großer Fortschritt in der Klarheit, wenn wir sehen, daß die Probleme, die uns heute beschäftigen, ein Teil dieses einen Problems sind und daß ihre Lösung von der seinigen abhängt. Es wird so alles einfacher und ernster. Diesen Zusammenhang möchte ich nun noch etwas weiter aufdecken und damit noch weiter klar machen, worum es sich in der heutigen Krise handelt.

Es gibt, so viel ich sehe, zwei Hauptwege, auf denen man versuchen kann, das Verhältnis von Gottesreich und Welt zu regeln: man kann das Gottesreich mit der Welt zu versöhnen trachten oder man kann versuchen, die Welt durch das Gottesreich zu überwinden. Beide Wege sind versucht worden bis auf diesen Tag. Es ist eine Geschichte, die Sie kennen und an die ich nur rasch zu erinnern brauche.

Man hat je und je versucht, die Welt für das Gottesreich zu gewinnen, dadurch, daß man ihr einen Schritt oder mehrere entgegenkam. Man hat sich mit dem Staat verbündet und sich seine Hilfe gesichert, mit dem Hintergedanken, daß er mehr oder weniger christlich werde. Man hat die Rechtsordnung des Standes angenommen und getrachtet, ein christliches Recht zu schaffen. Nachdem man sich so mit den Interessen des Staates solidarisch gemacht hatte, mußte man auch den letzten Schritt tun: man mußte mit ihm in den Krieg gehen, mußte für seinen Waffensieg beten. Man kam dazu, zuletzt so ziemlich alles, was jeweilen zum Bestandteil einer herrschenden Gesellschaftsordnung geworden war, zu rechtfertigen. Auch weiß man ja, was daraus geworden ist. Wir wollen uns zwar nicht mißverstehen. Sie wissen, werter Freund, besonders aus meinen Vorlesungen, welche Ehrfurcht ich vor dem Ringkampf empfinde, den der Geist Christi in einer neunzehnhundertjährigen Geschichte gekämpft und wie viel Siege er nach meiner Ansicht darin errungen hat. Aber Sie wissen auch so gut als ich, daß es auf der andern Seite doch auch wieder eine Geschichte des Abfalls von Christus gewesen ist. Man hat Jesu Erwartung des Reiches Gottes, das zu uns kommt, preisgegeben und das Reich Gottes jenseits des Grabes verlegt. Die katholische Kirche ist im Bestreben, die Welt für Christus zu gewinnen, vielfach selbst auf erschreckende Weise Welt geworden. Der kirchliche Protestantismus hat im Bestreben, Gottesreich und Welt zu trennen, auf die entgegengesetzte Weise Christus der Welt ausgeliefert, und besonders hat dies das Luthertum getan, während sich der Pietismus aller Art zwar von der Welt frei hielt, aber sie auch der Hoffnungslosigkeit preisgab. Heute zeigt sich, wohin dieser Weg zuletzt geführt hat. Die Welt hat gesiegt.

Man ist in Weltberherrlichung, Staatsbegeisterung, Kriegsverhimmelung hineingeraten, alles im Namen Gottes! Und nun tobt sich die Welt furchtbar aus und nimmt für ihre weltliche und teuflische Leidenschaft das Gottesreich in Anspruch. Die „Christen“ gehen mit ihren von höchst weltlichen Beweggründen getriebenen Reichen, nicht etwa bloß aus einer Solidarität des Schuldtragens, die auch christlich gerechtfertigt wäre, sondern aus weltlicher Leidenschaft, die sich religiös maskiert, religiös steigert; die Theologen gehören mit den Philosophen, Literaten, Politikern zu den Kriegstreibern, die am meisten „durchhalten“. Was sie an sophistischer religiöser Begründung des Krieges und seiner Greuel aufreiben, ist wahrhaft grauenvoll. Wenn einer von ihnen, dazu noch ein Schweizer, schließlich dazu gelangt ist, Jesus an das Maschinengewehr zu stellen, und es als ein Zeichen defakter Schwäche zu bezeichnen, wenn man vor diesem Gedanken zurückschaudere, so ist das Bedeutsame daran, daß er damit als enfant terrible nur das letzte Wort einer sehr verbreiteten Denkweise gesprochen hat und daß es nun ausgerechnet ein Theologe sein muß, der diese für mein Empfinden wüßteste Lästerung Christi die mir bekannt ist, eine Lästerung, die sicher kein General aussprechen würde, auf dem Gewissen hat. Das ist der Geist der „Religion“, der das Gottesreich verrät, die Leidenschaft der Religion, die sich der Leidenschaft der Welt zur Verfügung stellt. Ähnlich haben übrigens auch Andere geredet, während wieder Andere die einfache Wahrheit durch allerlei religiösen „Tiefsinn“ verrieten. Dabei wurden Scharen nicht religiös verbildeter Menschen an Gott irre. So sind wir zu dem furchtbaren Ergebnis gelangt, das aus der ganzen heutigen Weltkatastrophe am deutlichsten hervortritt: dem Zusammenbruch des Christentums, d. h. der ganzen Art, die Sache Christi zu vertreten, die ich vorhin gekennzeichnet habe. Das ist eine viel gewaltigere Tatsache, als ich jetzt zu sagen vermag. Mit erschütternder Gewalt haben es Viele mit mir empfunden: es ist ein unerhörter Abfall von Christus, zum Teil unter der Führung des offiziellen Christentums, ein Abfall vom Gottesreich zum Weltreich, von Christus zu Cäsar, ja sogar zum Antichrist.

Diese Katastrophe hat aber nach meiner starken Ueberzeugung und Empfindung den Sinn, daß wir nun entschlossen auf die andere Seite treten sollen: Wir müssen nun das Gottesreich in seinem Gegensatz zum Weltreich vertreten. Nach meiner Meinung kann dies auf zwei Weisen geschehen.

Es ist denkbar, daß ein Mensch, der sich ganz auf die Seite des Gottesreiches stellt, sich doch nicht einfach von seinen in dieser Welt stehenden und leidenden Brüdern trennen will, vielleicht schon darum nicht, weil er fühlt, daß in uns selbst noch so viel „Welt“ ist. Er stellt sich also in diese Welt hinein mit ihren mammonistischen, etatistischen, juristischen, militaristischen Ordnungen und macht äußerlich mit, wie die Andern. Aber er tut es mit Protest, mit

tiefem Schmerz, daß es sein muß; er kämpft gegen diese Ordnungen an, wo und wie er kann und hilft so, sie von innen her zu untergraben und bessere vorzubereiten. Aus dieser Gesinnung kann einer auch in den Krieg gehen und all sein Grauen auf sich nehmen, auch das Töten, alles in der Hoffnung und Sehnsucht, damit das Kommen einer neuen Zeit, vor allem die Beseitigung des Krieges, zu fördern.

Ich empfinde vor einer solchen Haltung die tiefste Ehrfurcht; ich segne jeden, der diesen Weg geht. Es ist ein heroischer Weg und führt jedenfalls in unmittelbare Nähe des Kreuzes Jesu: denn was ist mehr jesuzgemäß, als die Schuld der Welt mitzutragen? Nur möchte ich sagen: es ist wohl nur ein vorläufiger Weg, er wird vielleicht an einem bestimmten Punkte aufhören. Und ich füge hinzu: man soll aus diesem Weg kein Dogma machen. Es ist nicht der einzige Weg. Es gibt Menschen, die ihn nicht gehen könnten. Ich fühle mich zu dem Bekenntnis verpflichtet, daß ich auch zu diesen gehöre. So wie ich geführt worden bin und innerlich stehe, wäre es für mich geistiger Selbstmord, wenn ich das Gewehr nähme. Ich verleugnete in diesem Augenblick alles, was mein Leben ist. Damit verurteile ich aber Keinen, der anders fühlt und handelt. Auch würde es mir nie einfallen, so wie heute noch die Dinge liegen — später könnte es einmal anders werden — einen Menschen aufzumuntern, den Waffendienst zu verweigern, wohl aber habe ich mehrfach Gelegenheit gehabt, Menschen, die diesen Schritt tun wollten, dringend zu ermahnen, ihn nur zu tun, wenn sie nicht anders könnten, sich seine Tragweite wohl zu überlegen und sich auf die Reinheit und Reife der Beweggründe aufs Ernsteste zu prüfen. Aber gerade darum, weil diese Sache so ernst und heilig ist, glaube ich, daß sie eines Tages noch im Kampfe gegen den Krieg eine entscheidende Rolle spielen wird. Dieser wird erst aufhören, wenn Menschen in großer Zahl einfach nicht mehr Krieg führen können, gerade wie das Menschenopfer erst dann aufhörte, als viele Menschen es einfach nicht mehr ertragen konnten. Dabei werden aber zunächst Einzelne vorausgehen müssen. Es handelt sich um den Kampf gegen eine „Macht“ im vorhin geschilderten, neutestamentlichen Sinn. Eine solche wird nur gestürzt durch Martyrium (zu deutsch Zeugnis), das heißt: durch das Leiden der Wahrheitszeugen. Ich weiß nun freilich, daß man auch in Kreisen von mir, wie Ihnen, sonst lieben Menschen im Namen eines scheinbaren religiösen Tiefsinns das Martyrium für eine unnötige Sache erklärt, eine Sache sozusagen für die Oberflächlichen, daß man beinahe über die lächelt, die meinen, daß es zur Nachfolge Christi gehöre, wie man ja fast auch über die Nachfolge Christi selbst lächelt und auch über den Gedanken lächelt, daß man die Bergpredigt leben könnte. Merkwürdig ist, wenn dies in den gleichen Kreisen geschieht, wo man auf das „Zeugnisablegen“ sonst ein besonderes Gewicht legt.

Soll dieses denn nur in Worten, beileibe aber nicht in Taten geschehen, und auch nur in solchen Worten, die keine Taten sind? Man fügt etwa noch hinzu, daß es gelte, Gott allein walten zu lassen und auf ihn zu warten.

Es fällt mir schwer, gegen die ganze Art, die zu solcher Verquickung von tiefer Wahrheit mit schlimmem Irrtum führt, nicht bitter zu werden. Denn es ist seit langem deutlich, welche Verwirrung und Zerstörung sie anrichten kann. Diese Methode besteht darin, eine Wahrheit, die nur in einem bestimmten Zusammenhang ihr Recht und gesundes Leben hat, von ihm loszureißen, sie zu einem Dogma, einem Schlagwort zu machen, vielleicht sogar zu einem Mittel zur Herabsetzung Anderer und damit zu einer schweren Unwahrheit. So wirkt sie in unserem Fall: was Trost einer heroischen Seele ist, kann eine Verführung zur Bequemlichkeit, ja zum Deckmantel der Feigheit werden; was eine Stärkung im Kampfe zum Kampfe sein soll, eine religiöse Rückgratserweichung. Daß es gilt, auf Gott zu warten, weiß ja der am besten, der arbeitet und kämpft, und nur er weiß es; daß Gott waltet, bedeutet ja auch, daß er durch Menschen waltet, die sich ihm zur Verfügung stellen. Was für einen Sinn hätte sonst die Sendung Christi? Daß man das Martyrium nicht suchen soll, weiß ja am besten, wer schon etwa seine Bitterkeit geschmeckt hat, sei es auch nur im Kleinen — und wer wäre ihm entgangen, der Gott auch nur ein wenig im Ernste dienen wollte? Aber solche wissen auch, daß das Leiden sich mit mathematischer Notwendigkeit einstellt, wo immer ein Mensch die Gerechtigkeit des Gottesreiches leben will; sie spüren es in allen Fibern und haben es oft genug erlebt, daß keine der dämonischen Mächte, die das Menschenleben verstoren, besiegt wird ohne das Kreuz. Wir wollen keinen Kultus des Martyriums einführen, aber wir wollen einer weltfelig und leidenschaftlichen gewordenen Christenheit sagen, daß es nicht von selbst weiter geht, daß, wenn an bestimmten Punkten ihres Weges ein „Unmöglich“ geschrieben steht, es ein Mittel gibt, es in ein „Möglich“ zu verwandeln: das Opfer. Wir fragen uns, woher es kommt, daß Taten eines befreienden Heldentums immer weniger von religiösen Kreisen ausgehen und können nur mit äußerstem Mißtrauen Theorien gegenüberstellen, mit denen der träge und feige alte Adam, wenn er dazu Lust hat, sich so schön drapieren kann. Wir wollen keinen religiösen Epikureismus. Darum verzichten wir auf trügerischen Tieffinn und bleiben bei der altväterischen Wahrheit vom Kreuze, das die Welt überwindet.

Solches Martyrium nun mag sich heute, soweit der Krieg in Frage kommt, vorwiegend in duldbender Form, ich meine: im leidenden Mitmachen, äußern, aber es kann ein Tag kommen, wo die Dinge weiter gediehen sind und es vorwiegend die andere, angreifende Form annehmen wird. Der heutige Krieg bringt uns diesen Tag rascher nahe, als sonst lange Entwicklungen getan hätten. Ob

aber so oder so, wir werden jedenfalls nicht durch Kongresse und Weltbünde, nicht durch Schiedsgerichtsverträge und Zollunionen diesen furchtbaren Feind besiegen, sondern durch ganz persönliche Taten und Opfer. Ich segne alle Versuche, die durch politische, soziale, rechtliche Neuordnung der Welt, durch Aufklärung und neue Erziehung den Völkerfrieden schaffen wollen; sie sind alle durchaus wichtig und nötig; aber die letzte Kraft des Sieges, der letzte Stoß wird nach meiner sichern Empfindung von einer anderen Seite her kommen müssen: von Menschen, die das Gottesreich vertreten bis zum Aeußersten, ohne Kompromiß!

Man mag das „Antimilitarismus“ nennen, obschon man dafür ein edleres, positiveres Wort brauchen könnte: Nachfolge Christi! Ich will von diesem „Antimilitarismus“ sobald als möglich ausführlich reden. Es ist eine Sache, die sehr besonnen angefaßt werden muß. Nur ein Bedenken will ich heute wenigstens streifen, weil es in Ihrem Briefe eine Rolle spielt: Kann man denn auf diesem Wege zu Ende gehen? Wird nicht, auch wer den Wehrdienst verweigerte und dazu die Wehrsteuer, doch in vielen andern Dingen die weltlichen Ordnungen gelten lassen müssen? Wird er nicht im Staate bleiben, seine rechtlichen Ordnungen, seine Gewalt ertragen und dadurch stützen müssen, ja sie benutzen und genießen? Wird er nicht mit jedem Stück Geld, das er ausgibt, dem Mammonismus huldigen, der das heutige Weltwesen durchdringt? Was hat es denn für einen Sinn, an einem Punkte aus diesem Weltwesen herauskommen zu wollen, wenn man doch an allen andern darin gefangen bleibt?

Ich antworte: Nach meiner Meinung sollen wir auch an andern Punkten daraus emporsteigen und können es auch; aber wenn wir es nicht sofort an allen könnten, sollte das heißen, daß wir's an keinem tun sollten? Gehören nicht der Alkoholismus und die Prostitution auch zu den scheinbar notwendigen Bestandteilen dieser Welt? Wer von uns wird deswegen meinen, er müsse daran Teil haben, weil er nicht aus der Welt heraus kann? Zu den Dingen, die jetzt möglich sind, gehört nach meiner Ueberzeugung, und nach der Ueberzeugung Zahlloser, die Beseitigung des Krieges. So wollen wir denn an dieser Stelle durchbrechen und dann sehen, wie's weiter geht. Wer weiß, ob mit diesem zentralen Sieg dann nicht neue Möglichkeiten erschlossen werden? Wir werden das ganze Reich der Gewalt bekämpfen und für das ganze Reich der Liebe einstehen, soweit uns Kraft und Geist gegeben ist. Gewiß werden dabei noch Schranken bleiben, die jetzt nicht zu überwinden sind. Auch ich sehe solche vor mir. Es gibt Dinge des Gottesreiches, die heute noch nicht reif sind. Aber sie werden gerade dadurch reif, daß wir die heutigen Möglichkeiten verwirklichen. Es ist im Kommen des Gottesreiches etwas Wachtümlisches und das „Alles oder Nichts“ ist, in diesem Sinne verstanden, eine falsche Losung. Wir werden uns auch mit Gesetz, Recht, Staat und andern Welt dingen einrichten müssen, werden ihnen jeden-

falls alles geben, was ihnen gehört. Ein gewisses zeitweiliges Recht streiten wir ihnen nicht ab und auch eine gewisse Ehrfurcht versagen wir ihnen nicht. Wir bilden uns sogar ein, der Welt durch unsere Haltung in einem höheren Sinne mehr zu nützen, als die reinen Diener der Welt. Alles das im Sinne des recht verstandenen: „Gebet dem Kaiser, was des Kaisers und Gott, was Gottes ist.“ Davon werden wir noch öfters und gründlich zu reden haben.¹⁾

„Also gibt es doch auch für Euch Kompromiß? Wo bleibt dann der Unterschied?“ Ich antworte: Es gibt für uns Grenzen, aber keinen Kompromiß. Kompromiß ist da, wo man sich von seinem Prinzip etwas abmarkten läßt, nicht da, wo man kämpft, im Vordringen aber zeitweilig Halt machen muß. Was uns von unsern Gegnern unterscheidet, ist eine andere Orientierung: sie gehen von dem gegebenen Weltbestande aus und halten ihn für im Wesentlichen unveränderlich, wenn auch einige bescheidene Möglichkeiten des Gottesreiches zugehend, ja sie verteidigen ihn auch religiös; wir gehen aus vom Glauben an den Sieg des Gottesreiches über die Welt, müssen aber zugeben, daß wir dabei auf zeitweilige Grenzen stoßen. Das ist ein Unterschied, der, prinzipiell betrachtet, ungeheuer groß ist und „zwei Religionen“ schafft. Dabei kommt es, wie mir bei jeder Auseinandersetzung immer wieder von neuem klar wird, auf einen Punkt vor allem an: ob man nämlich das Reich Gottes als etwas faßt, was auf die Erde kommen soll, oder als etwas, das nur jenseits des Grabes eine Stätte hat. Denn schließlich muß doch jeder zugeben, daß das Reich Gottes den Charakter hat, den wir ihm zuschreiben. Wer also glaubt, daß es zu uns kommen soll, natürlich unter Veränderung der vorhandenen Welt, der wird auf unseren Weg gelangen müssen; wer diesem enttrinnen will, der muß, wenn er folgerichtig sein will, das Gebet: „Dein Reich komme zu uns“ aufgeben. Hier ist der Scheideweg.

In der Austragung dieses Gegensatzes dürfte wohl das Entscheidungsvolle der Entwicklungen bestehen, die nun so drängend geworden sind. Die Zentralfrage der christlichen Geschichte wird in einer Weise brennend, wie seit den Tagen des Urchristentums nicht mehr. Wir stehen nach meiner festen Ueberzeugung an einer Wende der Geschichte des Christentums, so gut wie an einer Wende der Weltgeschichte. Dieser Weltkrieg hat einen gewaltigen Hintergrund. Es ist gut, wenn wir darüber so groß als möglich denken.

Aber wenn wir vor so großen Dingen stehen, vielleicht größeren, als wir ahnen, haben dann solche Auseinandersetzungen viel Wert? Sollen wir nicht lieber schweigen und in diesem Sinne Gott walten lassen, der die Wahrheit zum Siege führen wird?

Damit komme ich zum Schlusse noch auf den Ausgangspunkt Ihres Briefes zurück. Zuerst ein Wort vom Schweigen. Diese

¹⁾ Vorläufig darf ich in dieser Beziehung wohl auf die Predigt „Zwei Wege“ in Nr. 6 und auf die Abhandlung „Christentum und Vaterland“, Nr. 9, 1911, verweisen.

Lösung ist von allerlei Seiten ausgegeben worden. Sie kann einen guten Sinn haben, aber das Merkwürdige ist, daß gerade solche, die sie am eifrigsten ausgeben, sich in der Veröffentlichung von Predigten, Vorträgen, Aufsätzen und dergleichen nicht genug tun wollen. Diese Leute erinnern mich an jene Anekdote, wo Darwin von Carlyle erzählt, er habe in einer Gesellschaft zwei Stunden lang von — der Heiligkeit des Schweigens geredet, sodaß außer ihm niemand zu Worte gekommen sei. Ich fürchte, diese Lösung sei vielfach nur eine Maske gewesen, einer jener Sophismen der Leidenschaft, die in diesen elf Monaten die Welt umnebelt haben! Im Uebrigen bin ich mit Ihnen einverstanden, daß wir ohne eine gewisse Klarheit über unsern Weg nicht handeln können. Sie werden aber Ihrerseits gern zugeben, daß wir nicht alles zu wissen und mit allen Problemen fertig zu sein brauchen, bevor wir ans Handeln gehen. Es genügt oft ein inneres Licht, dem man gehorcht, dem Verstand zum Troste. Sehr oft gelangt man nur durch Handeln in der Erkenntnis weiter, ja, es schafft eigentlich nur das Handeln Erkenntnis. „Im Anfang war die Tat.“ Der Fluch unserer Kreise, in denen soviel von Unmittelbarkeit ge—redet wird, ist die Ueberreflektiertheit. Sie ist schuld daran, daß wir auch neuerdings wieder dringende Aufforderungen zum Handeln versäumt haben. Es fehlt uns an Einfachheit und Natürlichkeit, darum können wir das Reich Gottes nicht erfassen und laufen Gefahr, als dummgewordenes Salz weggeschüttet zu werden. Wenn diese Auseinandersetzung einen Nutzen hat, so hoffe ich, daß sie helfe, die Nebel der religiösen Künstlichkeit zu zerstreuen, die die so einfache Wahrheit des Gottesreiches zu verhüllen drohen.

Ich kann aber nicht schließen, ohne noch etwas zu sagen, was zwar selbstverständlich genug ist, dessen Fehlen aber sicherlich falsch ausgelegt würde. Ich habe versucht, die Wahrheit des Gottesreiches zu entfalten, wenigstens einige ihrer Seiten, um die es sich hier allein handelte. Ein Anderes aber ist Erkennen, ein Anderes Vertreten. Ich möchte weder von mir, noch von Andern, die meine Auffassung teilen, den Eindruck erwecken, als ob wir nun etwa meinten, mit unserm Tun und Wesen auf der Höhe Christi zu stehen. Es handelt sich, mit Kierkegaard zu reden, darum, die „Ideale“ klarzulegen, nicht persönliche Leistungen abzuwägen. Auch die Leute, die die hier vertretenen Gedanken teilen, können zunächst nur solche sein, die sich zu einem bestimmten „Ideal“ bekennen; wie weit sie in der Verwirklichung gelangen, ist eine Sache für sich. Ich hoffe allerdings und traue ihnen zu, daß sie nicht mit „Idealen“ spielen, sondern wissen, daß „Ideale“ eine gefährliche Sache sind und sich die Kosten rechtzeitig überlegt haben. Auch glaube ich, daß sie nicht zum Luxus sich „Ideale“ geschaffen haben, sondern auf dem allein rechtmäßigen Wege zu ihnen gelangt sind: von Gott und von der Not aus. Im übrigen habe ich auch hier, wie immer, nur in meinem eigenen Namen

gesprochen, ein persönliches Credo abgelegt, nicht mehr und nicht weniger.

Eins ist ja gewiß: das Reich Gottes ist überall nur in dem Maße da, als Gott da ist. Nur in dem Maße, als Gott zu uns kommt, kommen wir gegen die Welt vorwärts. Aber wie schade wieder, daß man dies besonders sagen muß, wenn man nicht in den Verdacht kommen will, es ohne Gott machen zu wollen! Hier möchte ich gern wieder eine Klage aussprechen, die in diesen ganzen Zusammenhang gehört: Wann werden wir einmal aufhören, Gott zu brauchen, um uns selbst groß und Andere klein zu machen? Wann werden wir aufhören, zu meinen, er sei da am meisten, wo man am lautesten von ihm redet, überhaupt am ehesten da, wo man von ihm redet? Da muß noch eine große Befreiung kommen, auch eine der Befreiungen von der „Religion“ durch das Gottesreich. Der wirkliche Gott allein kann uns davon, wie von allem andern, erlösen, er, der über all unseren menschlichen (auch frommen) Nebeln steht. Ja, das ist selbstverständlich auch meine Meinung: ihn zu suchen und zu finden, das ist die Lösung aller Probleme und die Einheit aller ehrlich Streitenden.

Ich habe, so gut ichs vermochte, gesagt, was ich sagen mußte. Und nun Gott befohlen!

Ihr

L. Kagaz.

Vergangenheit und Zukunft.

1. Einleitung.

In seinem Artikel „Der Zusammenbruch der Internationale“ in Nr. 5 der Neuen Wege zitiert Prof. F. Matthieu die folgenden Worte eines deutschen Sozialdemokraten: „Die deutsche Sozialdemokratie hat nun die größte Ähnlichkeit mit der Kirche zur Zeit Konstantins. Sie ist zur großen, wunderbar organisierten, technisch tadellos funktionierenden Form geworden. Aber es fehlt der Geist, die Seele. Sie wartet auf den Cäsar, der die Form brauchen wird, wie er will. Und der Verfasser fügt hinzu: „Der Cäsar hat nicht lange auf sich warten lassen. Es war kein persönlicher Imperator, aber der nationale Machtgedanke.“

Diese Worte enthalten die Wahrheit. Aber wie die christliche Religion eine lange Zeit der Abwärtsentwicklung brauchte, bis zu ihrer Preisgabe an die herrschenden Mächte zur Zeit Konstantins, so hat auch der Sozialismus von den Tagen des kommunistischen Manifest's an, bis auf unsere Zeit seine eigene Entwicklung durchgemacht.